

Format de citation

Röhrkasten, Jens: Rezension über: Kate Kelsey Staples, *Daughters of London. Inheriting Opportunity in the Late Middle Ages*, Leiden [u.a.]: Brill, 2011, in: *Zeitschrift für Historische Forschung* (ZHF), 40 (2013), 4, S. 679-681, DOI: 10.15463/rec.1189731099



copyright

Cet article peut être téléchargé et/ou imprimé à des fins privées. Toute autre reproduction ou représentation, intégrale ou substantielle de son contenu, doit faire l'objet d'une autorisation (§§ 44a-63a UrhG / German Copyright Act).

Frömmigkeitspraxis im Hoch- und Spätmittelalter, hrsg. v. Jörg Rogge, 2008) lohnt nicht zuletzt wegen der Zitate aus den zum Teil noch unedierten Admonter Texten. Wie Gebetbücher und Viten sollten Mirakel, hier vor allem aus dem österreichischen Raum, religiöse Vorstellungen und beispielhafte Praktiken vermitteln, gestützt durch zahlreiche Illustrationen, aber sie bergen auch eine Fülle von Aussagen über das Alltagsleben (was schon vor Jahrzehnten für die merowingerzeitlichen Viten betont wurde). Besonders herausgearbeitet werden die Hinweise auf sinnliche Wahrnehmungen und Gefühle, auf ihre Verankerung in Kommunikationssituationen und bewussten Performanceen, wie den Aufführungen der Nonnen Hildegards. Die Verfasserin gibt auch methodische Hinweise, wie man Gefühle und deren Repräsentationen aufspüren kann, und zeigt überzeugend, wie die Aufmerksamkeit auf den Zusammenhang zwischen geistlichen Aussagen und körperlichen Effekten gelenkt und didaktisch eingesetzt wurde, um (symbolisches) Wissen über emotionale Repertoires und Körperverständnis in der Praxis einzuüben. Aus der Art der Sünden kann auf Probleme in den Gemeinschaften geschlossen werden, aber spricht das Vorkommen weltlicher und geistlicher Personen in den Mirakeln für ein gemischtes Publikum und damit für eine Durchlässigkeit der Lebensräume?

Unter der Überschrift „Menschen zwischen Hof und Kloster“ werden schließlich die Themen der vorausgehenden Seiten, vor allem die Spannung zwischen klösterlichem Leben und Welt noch einmal aufgenommen und erweitert: Am Beispiel von St. Georgen am Längssee wird die Problematik von Aussagen „reformorientierter Quellen“ über sittliche Zustände andernorts (K. Hallinger sprach von „Reformrhetorik“) behandelt (freilich hat es schwangere Nonnen und Äbtissinnen auch realiter gegeben). Am Beispiel der Reform des Frauenklosters Sonnenburg durch Nikolaus von Cues wird die bleibende Spannung zwischen geistlichen und weltlichen Lebensformen, die Wiederkehr uralter Vorgaben und Vorwürfe (Klausur!), aber auch die Verflechtung mit politischen Konflikten skizziert. Hier zeigte sich auch, wie geschickt die Nonnen ihre Verwandten mobilisieren konnten. Zuletzt werden die erst vor wenigen Jahren entdeckten Fresken in der Gozzoburg in Krems als Zeichen für die Gemeinsamkeiten monastischer, höfischer und städtischer Gemeinschaften interpretiert. Ein Appell, die Fragen der Interaktionen und Überlappungen dieser Gemeinschaften noch intensiver und in der Zusammenarbeit verschiedener Disziplinen zu erforschen, beschließt das kleine, aber feine (sorgfältig ausgestattete) Buch, das man reich belehrt, aber auch gut unterhalten aus der Hand legt.

Franz J. Felten, Mainz

Staples, Kate K., Daughters of London. Inheriting Opportunity in the Late Middle Ages (Later Medieval Europe, 8), Leiden/Boston 2011, Brill, XII u. 210 S./graph. Darst., € 99,00.

Diese aus einer Dissertation an der Universität Minnesota hervorgegangene Studie basiert auf einer mit großer Sorgfalt durchgeführten Auswertung eines kleinen Teils der Londoner Testamente, der bereits seit mehr als hundert Jahren als Regest vorliegt. Ziel der Verfasserin ist die Bearbeitung der Geschichte der Frauen oder genauer gesagt der Töchter im spätmittelalterlichen London. Zu diesem Zweck wird das in die Untersuchung einbezogene Material statistischen Analysen unterworfen, bei denen die Berufe der Testatoren, die Typen von Legaten, eine berufsspezifische Aufschlüsselung der Vermächtnispraxis oder geschlechterspezifische Vergleiche der Vergabung von Liegenschaften und Fahrhabe herausgearbeitet und manchmal auch in ihren Veränderungen dargestellt werden. Dazu ist der Text in fünf Abschnitte gegliedert, die

sich mit den Quellen, den Einflußmöglichkeiten von Londoner Testatoren, Liegenschaften, Fahrhabe sowie mit der wirtschaftlichen Rolle von Frauen in der spätmittelalterlichen Metropole befassen. Die Verfasserin kann dabei eine ganze Reihe von interessanten Beobachtungen mitteilen, etwa die in gleichem Maß an männliche und weibliche Erben erfolgte Verteilung von Renteneinkünften. Einem Vermächtnis von Liegenschaften konnten Töchter, die einen Bruder hatten, sogar mit etwas größerer Wahrscheinlichkeit entgegensehen. Auch Frauen waren am Londoner Immobilienbesitz beteiligt und konnten eigene Entscheidungen über dessen Verbleib treffen, und Londoner Eltern wollten auch ihre Töchter gut versorgt sehen. Diese Beobachtungen sind in der Regel gut belegt und schlüssig: Haushaltsgegenstände gingen in erster Linie an enge Blutsverwandte und nicht so häufig an Freunde und Diener. Werkzeuge wurden nicht nur für Söhne, sondern auch für Töchter vorgesehen, so daß geschlechterspezifische Rollen nicht statisch waren. Diese Beobachtungen geben wichtige Einblicke in spätmittelalterliche Praktiken, und das ist bei dieser Art des Quellenmaterials auch nur zu erwarten. Mittelalterliche Testamente sind eine Quelle von besonderer Qualität für verschiedene Gebiete der Geschichtswissenschaft, unter ihnen die Sozial- und Stadtgeschichte. Oft sind es nur diese Texte, die neben biographischen Grunddaten noch Hinweise auf die Wirtschaftstätigkeit, religiöse Praktiken, das soziale Umfeld von Individuen oder eben die Einstellung zu ihren weiblichen Erben bieten. Aussagekräftig sind diese Quellen jedoch nur dann, wenn sie richtig verstanden werden und wenn die Bearbeitung systematisch erfolgt. Zur Einordnung der in der Studie vorgelegten vielfältigen Beobachtungen und Ergebnisse ist es deshalb notwendig, darauf hinzuweisen, daß es sich bei der Gruppe der herangezogenen Quellen lediglich um Auszüge aus Testamenten handelt, die in die Akten des Londoner Stadtgerichts eingetragen wurden. Es sind also nicht die Originale, wie die Verfasserin wiederholt anführt (26, 29, 120), wenn sie auf ihre Arbeit an den handschriftlich überlieferten Quellen statt an der gedruckten Fassung verweisen will, sondern doch nur Auszüge aus Originaltestamenten, denn auch in England unterlag im Mittelalter die Testierpraxis dem kanonischen Recht. Das Londoner Stadtgericht befaßte sich eigentlich nur mit in der Stadt gelegenen Landbesitz; zusätzliche Informationen wurden eher zufällig mit aufgenommen und sind fast immer unvollständig. So wundert es nicht, wenn die Verfasserin bemerkt, die Einträge – eben keine vollständigen Texte, geschweige denn Originale – seien nicht immer detailliert genug für die von ihr vorgesehene Art der Bearbeitung (37–8, 131). So befinden sich z. B. der vollständige Text des Testaments des Londoner Kaufmanns Thomas Vincent im Register des Commissary Court, Guildhall Library, MS 9171/1, fol. 275r–276r, und der Auszug in Husting Roll 122(67), ediert von Sharpe, *Calendar of Wills*, I, 307 f.; der Text des 1390 eröffneten Testaments des John Clenhow wurde im Prerogative Court von Canterbury eingetragen, National Archives, London, PROB11/1, fol. 4 1r–42r, und der Auszug in Husting Roll 212(211), ediert von Sharpe, *Calendar of Wills*, II, 301 f. Von etwa 20.000 erhaltenen Londoner Testamenten aus dem Mittelalter wurden also nur die Textauszüge von knapp 4000 bearbeitet, alle anderen wurden unter einem Vorwand („in general, these wills were concerned with the testator's place in the afterlife“, 21) außer acht gelassen. Dazu kommt, daß die in den Akten des Husting eingetragenen Auszüge fast ausnahmslos von der sozialen Elite der Stadt stammen, alle Beobachtungen und Resultate also nur für diese Gruppe zutreffen. Hinzuweisen ist weiterhin auf die Eindimensionalität der Studie. Für das spätmittelalterliche London stehen vielfältige Akten- und Urkundenserien zur Verfügung, die im Zusammenhang mit den aus den Testamenten gewonnenen Informationen eine tiefergehende prosopographische Analyse ermöglichen würden. Wäre ein solcher Versuch unternommen worden, hätten Familienstrukturen sowie wirtschaftliche und familiäre Hintergründe erforscht werden können, durch die die statistischen Ergebnisse eine Aussagekraft erhalten hätten.

Was nützt es zu wissen, wie hoch der Prozentsatz der Frauen war, die Liegenschaften von anderen Frauen vermacht bekamen, wenn es keinen Versuch gibt, demographische Grunddaten zu ermitteln, die der begrenzten Gruppe der Testatoren einen Kontext geben könnten? Die Verfasserin selbst weist darauf hin, daß die von ihr zusammengestellten Statistiken mit Vorsicht zu interpretieren seien (59). Größere Genauigkeit wäre auch bei der Diskussion der Arten des Landbesitzes (engl. „tenure“) wünschenswert gewesen, denn es geht bei den Liegenschaften nicht um Typen von Erbschaften, sondern um Typen rechtlicher Modalitäten, unter denen Land kontrolliert werden konnte (84–87). Zusammenfassend ist zu sagen, daß die Studie, in der es oft gar nicht um Töchter, sondern um Frauen im spätmittelalterlichen Stadtleben allgemein geht, trotz des großen Aufwandes, mit dem die herangezogenen Daten ausgewertet wurden, nicht ausgereift und in ihren Ergebnissen nicht eindeutig ist.

Jens Röhrkasten, Dresden

Blair, Ann M., Too Much to Know. Managing Scholarly Information before the Modern Age, New Haven/London 2010, Yale University Press, XV u. 397 S./Abb., £ 16,99.

„Too Much to Know“ – der Aufhänger dieses wunderbaren Buchs der Harvardprofessorin Ann Blair referiert auf die ubiquitäre Rede des „information overload“: „We complain about overload in almost every field, from hardware-store stocking to library holdings to Internet searches“ (3). Die Klage ist, wie jeder Historiker weiß, nicht neu, und sie wurde in den letzten Jahren vielfach historisiert. Was Blairs Buch, das in den USA über die Fachgrenzen hinaus große Publizität erlangte, zu etwas Besonderem macht, ist die Präzision, mit der die Praktiken des frühneuzeitlichen „information management“ aufgeschlossen werden, und die faszinierende Leichtigkeit, mit der die Verfasserin es versteht, das trockene gelehrte Triebwerk lebendig werden zu lassen. Jeder Frühneuzeithistoriker kennt und nutzt sie, die mächtigen Kataloge, Wörterbücher, Kompilationswerke, Bibliographien und Enzyklopädien der Zeit – Blair findet für sie die passende Sammelbezeichnung „reference books“ bzw. „books about books“ –, doch wie, d. h. mit Hilfe welcher Techniken und Methoden, wurden solche Werke gemacht, wie funktionierten und zirkulierten sie, was motivierte ihre Produzenten, sie herzustellen?

Blair verhandelt diese Fragen in fünf Abschnitten: Zunächst geht es um eine Relativierung ihres engeren Themas, also des gelehrten „information management“ in der Frühen Neuzeit, im vergleichenden Blick auf seine in der antiken, byzantinischen, islamischen, chinesischen und mittelalterlichen Kultur praktizierten Formen („1. Information Management in Comparative Perspective“). Es folgt ein Abschnitt über Aneignungsweisen und Organisationsformen des gelehrten Wissens, über die Praktiken des Exzerpierens und die Exzerptverwaltung („2. Note-Taking as Information Management“). Der dritte Abschnitt untersucht verschiedene Arten gedruckter (nicht fachlicher) „reference books“ und analysiert die Instrumente, die Leser nutzen konnten, um sich in ihnen zu orientieren („3. Reference Genres and Their Finding Devices“). Was in den Abschnitten 1–3 in knappen Überblicken herausgearbeitet wird, vertieft Abschnitt 4 am Beispiel von drei prominenten frühneuzeitlichen Gelehrten („4. Compilers, Their Motivations and Methods“): Domenico Nani Mirabelli, dessen „Polyanthea“ zu den erfolgreichsten frühneuzeitlichen Kompilationswerken gehört (zwischen 1503 und 1681 wurden mindestens 41 Auflagen gedruckt); Theodor Zwinger, dessen „Theatrum vitae humanae“ (Erstdruck 1565) in der Bearbeitung von Lorenz Beyerlinck die wohl umfangreichste, jemals von einem einzelnen Gelehrten erstellte Enzyk-